

Margarethe Adler
Die Stunde der Mauersegler

MARGARETHE ADLER

Die STUNDE
der
MAUERSEGLER

Roman

C.Bertelsmann

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2024 C.Bertelsmann

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt
durch die Literarische Agentur Gaeb & Eggers.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotive: © Süddeutsche Zeitung Photo/United Archives/
Werner OTTO und © shutterstock / SusanBrand

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10552-8

www.cbortelsmann.de

*Für
Marianne, Bernd, Susanne, Sven V., Janine,
Sven, Anita, Manfred und alle anderen,
ohne deren ausführliche Erzählungen aus der DDR
dieses Buch
nicht möglich gewesen wäre*

»Niemand hat das Recht zu gehorchen.«

Hannah Arendt

FIGURENVERZEICHNIS

Die Familie Simon-Hauschke

Elisabeth Simon, geborene Fuchs (* 1932), hat zeitlebens im Ost-Berliner Magistrat gearbeitet. Als junge Frau hoffte sie auf ein besseres Leben nach dem Krieg, genau genommen auf ein emanzipiertes Leben im Sozialismus. Sie ist mit Konrad verheiratet. Ihre Tochter wird 1951 geboren. Sie heißt Isabella.

Konrad Simon (* 1930) hat im IFA Motorenwerk Johannisthal und im VEB Kühlautomat Berlin im Bereich der Konstruktion gearbeitet. Auch er hat immer auf die Vorzüge des Sozialismus gehofft, ist aber weniger ehrgeizig als seine Frau.

Henning Fuchs (* 1943) ist Elisabeths Bruder. Er lebt in Rheinland-Pfalz, war Optiker und hat einen eigenen Laden geführt. Er ist mit Marietta verheiratet und hat zwei Söhne.

Marietta Fuchs (* 1942) hat als Schulsekretärin gearbeitet, sie weiß genau, was sie will – das hat sie in ihrem Leben gelernt.

Isabella Hauschke (* 1951) ist Elisabeths und Konrads Tochter und kann mit der politischen Haltung ihrer Eltern wenig anfangen. Sie hat verschiedene berufliche Stationen durchlaufen,

meist in der Buchhaltung. Sie ist mit Hannes verheiratet, und die beiden haben zwei Kinder, Christian und Anke.

Hannes Hauschke (* 1950) hat Mathematik studiert und arbeitete sowohl im Kombinat Elektropjekt und Anlagenbau Berlin als auch bei Siemens stets im Bereich der Konstruktion.

Christian Hauschke (* 1970) durfte in der DDR kein Abitur machen, weil seine Eltern zur Intelligenz zählten. Also hat er Maler und Lackierer gelernt, arbeitet aber inzwischen im Kundendialog der S-Bahn Berlin. Er ist Fußballfan, gibt sich gern abgeklärt und lässig.

Anke Hauschke (* 1974) arbeitet als Justizobersekretärin im Schöneberger Amtsgericht. Sie ist unpolitisch und liebt es, wenn ihr Leben in überschaubaren Bahnen verläuft. Ihre Tochter Lou hat sie allein großgezogen.

Lou Hauschke (* 1995), eigentlich Louise, ist Journalistik-Studentin, sehr familienbezogen, hochpolitisch, feministisch und vegan. Sie ist der Paradiesvogel der Familie.

Mathilde Fuchs (1916–1973) ist Elisabeths und Hennings Mutter. Eine einfache Frau, die ihren Mann im Krieg verlor, ihre Kinder allein durchbrachte und lange in einer Betriebskantine gearbeitet hat.

Weitere Personen

Julia Dobritzky ist Ankes Klassenkameradin an der POS.

Kerstin Buschkamp ist Lehrling bei Isabella im Kombinat.

Mike Müller ist ein Nachbar von Isabella und Hannes Hauschke in Ost-Berlin.

Herrmann Schlecht ist Direktor der POS, die Anke und Christian Hauschke besucht haben.

André Meyrink ist Ankes Klassenlehrer an der POS.

Sandra Beinlich ist Sachbearbeiterin im Rat des Inneren in Marzahn.

Pete Schmidke war an Lous Oberschule, sie kennen sich aus der Theater-AG.

Familie Wegert zieht in die Marzahner Wohnung der Hauschkes, nachdem sie die DDR verlassen haben.

Helga Bredendorf und ihre Tochter sind Nachbarn in Marzahn.

ELISABETH, IM JULI 2015

Aus Dunkelheit wird Licht. Dieses Mal ist es der Heidelberger Platz. Ein Kreuzgewölbe mit eleganten Hängelampen, eher Museum oder Kathedrale als U-Bahnhof.

Noch immer findet Elisabeth es befremdlich, nach Westberlin zu fahren. Sie wird dieses Zögern nicht los, so sehr sie sich auch bemüht. Nicht einmal das Wort *Westberlin* will verschwinden. Sie könnte sagen: Ich fahre nach Zehlendorf, genau genommen nach Dahlem, das klingt sogar schöner. Nach Wäldern und Seen.

Aber nichts da. Es ist Westberlin, immer noch.

Rüdesheimer Platz. Granitpfeiler und Kassettendecke. Um die Lampen kreisförmige Mosaik – Trauben und Weinblätter, vorbeiziehende Nischen. Die Bahnhöfe rauschen an ihr vorbei, einer schöner als der andere.

Immer wieder Gold. Überall.

Kapitalistisches Feindesland.

Breitenbachplatz. Kassettendecke, Wandgemälde, Nischen, erneut Mosaikarbeiten, Gesimse.

Nichtsozialistisches Ausland.

Sie genießt den Anblick und schämt sich fast dafür.

Aus Licht wird wieder Dunkelheit.

Bis die U-Bahn endlich – kurz vor dem Thielplatz – den

Tunnel verlässt und für den Rest der Strecke ans Tageslicht gelangt, erst dann weitet sich der Blick. Weg vom Gold. Vom Glanz. Von ihren Überlegungen.

Ob andere auch solche Gedanken wälzen, wenn sie mit der U3 fahren?

Warum hört das nicht auf?

Ob sich Erfahrungen tatsächlich in der DNA verankern, wie es manche Wissenschaftler behaupten? Gut, dass sie ihre Gene nicht mehr weitergeben kann. Jahrzehntealtes Zeug hat sich dort vermutlich eingenistet, regelrecht verkeilt, und ist nicht mehr herauslösbar. Erfahrungen aus dem letzten Jahrtausend, die niemand mehr braucht. Von denen keiner mehr hören und wissen will. Weg. Untergegangen. Nur bei ihr noch im Verborgenen verwahrt und bleischwer zu spüren – vor allem in Westberlin. Nicht einmal Konrad gegenüber würde sie es zugeben. Auch nach über 60 Ehejahren muss man sich nicht alles erzählen.

Es gibt Tausende von Fragen, über die sie in ihrem Leben nachgedacht hat. Fragen, die schlaglichtartig erscheinen und ebenso schnell wieder verschwinden. Meist sind es Belanglosigkeiten, denen sie keinerlei Bedeutung beimisst. Und so macht sie sich oft nicht die Mühe, in der Vielzahl der Fragen die Spreu vom Weizen zu trennen, um jene zu erkennen, die es wert sind, genauer betrachtet zu werden. Meist zeigt sich das erst im Nachgang. Wie oft ärgert sie sich, Gedanken aufgegriffen und aus Bequemlichkeit nicht weiter verfolgt zu haben. Ihnen ausgewichen zu sein.

Ihr Blick fällt auf eine Fliege, die nicht aus dem Zug herausfindet. Das ist doch das beste Beispiel: Nach langen Autofahrten hat sie sich irgendwann zu freuen begonnen, dass die Front-

scheibe und die Scheinwerfer kaum noch mit toten Insekten verklebt sind. Das Ploppen, wenn das Viehzeugs während der Fahrt auf dem Glas aufschlägt, hat sie nie leiden können und noch weniger das Geschmiere, das es hinterlässt, wenn es auf diese Weise sein Leben aushaucht.

In Elisabeths Hinterkopf hat es dennoch dieses leise Summen gegeben. Sie kennt es, seit sie denken kann. Es ist Ausdruck einer Unruhe, die einer eigenen, einer inneren Akustik folgt, es ist aber gleichermaßen ein Gefühl im Übergang zur Ahnung. Häufig ähnelt es einem unangenehmen und hochfrequenten Sirren, das sie nur bemerkt, wenn sie einen Gedanken nicht zu Ende führt, wie beispielsweise jenen: Wenn also auf jeder Scheibe fahrender Autos früher so viele Insekten zerplatzten und es heute nun eigentlich nicht mehr tun, wo sind sie dann, die Insekten?

Egal.

Auch in diesem Fall hat sie sich nicht darauf eingelassen, ihre Überlegungen fortzuführen, und irgendwann verschämt damit begonnen, Vögel das ganze Jahr hindurch zu füttern.

Wind zieht durch das geklappte Oberfenster herein und nimmt den Gedanken mit. Die Fliege krabbelt weiter orientierungslos über die Scheibe.

Oskar-Helene-Heim. Onkel Toms Hütte.

Der Zug ist nur halb voll. So wie die Stadt derzeit. Den Sommer in Berlin mag Elisabeth. Wenn alles einen Schritt langsamer läuft als gewöhnlich. Das nächste Mal wird sie trotzdem ein Taxi nehmen. So langsam ist sie zu alt, um sich für einen Arztbesuch noch länger allein in S- und U-Bahn zu setzen – ob es ihr passt oder nicht. Allerdings ist eine Taxifahrt von Pankow nach Dahlem teuer. Sie will nicht jammern, aber Facharzt

bleibt Facharzt, da ist ein Wechsel ausgeschlossen. Einer der wenigen Gründe, für die sie es auf sich nimmt, nach Westberlin zu fahren.

Gleich wird sie Krumme Lanke erreichen.

Sie seufzt.

Es gibt so viele Gedanken, die zeigen, dass sie zwei und zwei zusammenzählen, Informationen aufnehmen, deren Bedeutung abwägen und ins Verhältnis setzen, also verarbeiten und auswerten kann. Um dann Entscheidungen zu treffen. Den lieben langen Tag.

Und so war es auch damals.

Mit Henning. Sie hat den Bruder am Mittwoch vor jenem Samstag nur kurz im Laden besucht, und er hat ihr nebenbei vom Volksfest erzählt. Irgendeines, sie hat kaum zugehört, den Kopf voll mit Aufgaben, die sie erledigen, und Fragen, die sie klären sollte, voll mit Dingen, die sie nicht vergessen durfte. So war das halt: Konzentration, unentwegt. Weil sie unfehlbar sein musste.

Ja, es ist ein großes Wort, aber genauso war es: Sie durfte und wollte zeigen, was eine Frau zu leisten vermag.

Nur bei Henning, da leistete sie sich einen Moment der *Un*-aufmerksamkeit.

Zwei Buchstaben mit derart gravierenden Auswirkungen.

Er war ihr Bruder, der Kleine, so jung und unbedarft.

Ja, er hat Zehlendorf erwähnt, das weiß sie noch.

Verbotenes Land.

Schon damals.

Also nicht wirklich verboten, aber ihr wäre es lieber gewesen, er hätte Westberlin gemieden. Sicherlich wäre es nicht so schlau, wenn er dort hinfahren würde, schoss es ihr damals kurz durch

den Kopf. Sie wollte im Magistrat schließlich nicht den Eindruck erwecken, ihre Familie nicht im Griff zu haben. Ein bisschen Rücksicht von Henning, das hätte sie doch erwarten können.

Das ist einer der Gedanken, von denen sie bis heute bitter bereut, sie nicht weitergedacht zu haben. Diesen einen kleinen Moment der Nachlässigkeit kann sie sich nicht verzeihen. Hätte sie Henning am 29. Juli 1961 doch untersagt, nach Zehlendorf zu fahren. Nun gut, er hätte vermutlich nichts auf ein Verbot seiner Schwester gegeben. Warum auch? Immer hat er seinen Kopf durchgesetzt. Rückblickend kann sie es ihm nicht verdenken. Er war damals wild, und er war abenteuerlustig. Ein hübscher Bursche, ein Blickfang.

Wenn sie all das damals weitergedacht hätte, wie wären ihre Leben dann wohl verlaufen?

Wenn sie – es war schließlich ein Samstag – ihn zum Essen in die Datsche am Bestensee eingeladen hätte, mit ihm ins Kino gegangen wäre? Was auch immer sie hätten unternehmen können. Aber sie hat nichts dergleichen getan, hat nicht geahnt, was kommen wird. Und er fuhr nach Zehlendorf.

Ja, nach Westberlin!

Es war wichtig, die beiden Worte schnell zu sprechen, sie nicht zu sehr zu betonen. Und noch wichtiger war es, nicht *West-Berlin* zu schreiben. Da war die Teilung schon im Wort erkennbar, so ein Bindestrich konnte aufrührerisch sein, den Eindruck von Selbstständigkeit vermitteln. Westberlin klang eher unbedeutend, nach einem beliebigen Ortsteil oder irgendeinem Bezirk, halt wie Neukölln oder Westend. So hat man damals gedacht. Sie auch, und noch heute schreibt sie es so. Denkt und spricht sie es so.

Es ist fest verankert.

Schließlich wurde ihr eine Chance geboten, eine, die in der Generation ihrer Mutter undenkbar gewesen war. Sie wollte und konnte gestalten, und zwar den Aufbau ihres Landes, ihre Zukunft und die ihrer Kinder. Die des Bruders.

Sie als Frau konnte das tun.

Sie war mittenmang und nicht nur dabei. Sie wollte Teil davon sein, einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz zu schaffen. Das war ein Bild, das sie mochte. Keine Nazidiktatur mehr, nur Frieden. Und Gerechtigkeit.

Dann kamen die Kollegen des Ministeriums für Staatssicherheit

Zu ihr.

Um sie zu befragen. Was hätte sie erwidern sollen? Natürlich war ihr klar, dass das *1. Deutsch-Amerikanische Volksfest* kein Ort für einen 19-jährigen Staatsbürger der *Deutschen Demokratischen Republik* war, weil er dort mit seinen Freunden der *298. Army Band* zuhörte. Sich im Takt der Musik wiegte. Des Jazz, des Swing, was auch immer. Es war der Takt des Volksfeindes, schlicht und ergreifend.

Innerlich schüttelt Elisabeth den Kopf: Was war das überhaupt für ein Name: *298. Army Band*? Gab es dann noch eine *51.* und eine *243. Army Band*, also mindestens 297 andere Musikkapellen, in denen Soldaten aufspielten?

Das war wieder so ein Gedanke, der zu nichts führte.

Sie versicherte der Stasi mehrfach, nicht gewusst zu haben, dass ihr kleiner Bruder tatsächlich zum Volksfest der AME-RIKA-NER gefahren war, wie es der Wortführer betonte.

Sie wusste nicht um den Wochenlohn in Hennings Hosentasche, den er auf den Kopf hauen wollte.

Aber die Stasi, die wusste darum.

Sie wusste auch ums Wetter: wolkig, windig, kühl. Es hatte Sommermantel oder Blouson erfordert.

Alles hätte gut gehen können. Henning hätte sich beim Dosenwerfen und am Schießstand amüsieren, im Karussell *Starparade* seine Runden drehen können, um dann im Riesenrad mit Gondeln die Aussicht zu genießen. Er hätte die Volkstanzgruppe *The Berlin Dancing Bells* erleben und die sogenannten *Thuringian Sausages from the Roast* verschlingen können, bis das letzte Geld verprasst gewesen wäre. All das hätte er tun können – für neun Tage, denn so lange dauerte das Volksfest seinerzeit.

Aber nein – gleich am ersten Tag geschah es.

Die Zuckerwatte war schuld.

Dort, am Stand, begegnete er ihr.

Blütenweißes Naschwerk, direkt vor ihrem Gesicht.

Er konnte nicht sehr viel mehr erkennen als eine kunstvoll gesteckte Frisur und lange Finger, die Flocken aus dieser vermaledeiten Zuckerwatte zupften. Sobald er Mariettas Gesicht dann sah – in Gänze – und ihre Blicke einander fanden, war es um ihn geschehen. So hatte er es am Abend des Sonntags formuliert und dabei ins Leere gestarrt. Mit stumpfem Blick.

All das erfuhr sie selbstverständlich erst im Nachhinein. Denn welcher Bruder eilt zu seiner elf Jahre älteren Schwester, die zudem eine halbe Stunde mit dem Fahrrad entfernt wohnt, und erzählt ihr, dass er sich über Zuckerwatte hinweg auf dem Sportplatz am Hüttenweg, inmitten des Feindeslandes, verliebt hat? Vor allem, wenn er weiß, dass die Schwester ihm die Leviten lesen wird, weil er sich in seiner Freizeit beim Klassenfeind im amerikanischen Sektor amüsiert? Warum sollte Henning kundtun, dass er seine Angebetete weiterhin jeden Tag trifft –

auch das im amerikanischen Sektor –, obwohl die letzten Töne der 298. *Army Band* inzwischen vom Wind über die Bäume des Grunewalds verweht sind? Woher soll da die Schwester wissen, dass ihr Bruder aus Treptow und ein Mädchen aus Zehlendorf nicht voneinander lassen können – und wollen? Woher soll Elisabeth Simon wissen, dass Henning Fuchs sogar schon die Mutter von Marietta kennt? Woher soll sie wissen, was sich in diesen wenigen Tagen, die den beiden überhaupt geblieben sind, zugetragen hat?

Wenn sie es genau nimmt, hat dieses Volksfest mit seinem gesponnenen Zucker ihrer aller Leben aus der Bahn geworfen.

Gut, es war nicht nur das Fest, das alles aus der Bahn geworfen hat.

Aber auch.

Dieses Fest hat in jedem Fall ihr Leben langfristig verändert, ohne dass sie es jemals besucht hat.

Was nicht in ihren Kopf will: Damals hat Henning ihr gegenüber nicht ein Wort gesagt. Er hat keinen Vorwurf erhoben, nichts dergleichen. Und jetzt, über 50 Jahre später, taucht er auf und gibt öffentlich diese Unverschämtheiten von sich.

Sie konnte den Hüttenweg noch nie leiden. Und jetzt noch viel weniger. Zuckerwatte selbstverständlich auch nicht. Weil diese beiden Worte sofort die altvertraute Gedankenspirale in Gang setzen und alle Sätze für eine Weile mit einem Warum beginnen und mit einem Fragezeichen enden. Beispielsweise: Warum hat sie nicht auf das Sirren in ihrem Hinterkopf reagiert, als Konrad ihr eröffnet hat, er würde Henning ebenfalls zu seinem 85. Geburtstag einladen? Es wird ihr ein Rätsel bleiben, schließlich war es eine unpassende Idee.

Und der Vorwurf, den Henning ihr vor allen Anwesenden –

der engsten Familie, der Verwandtschaft und dem wildfremden Servicepersonal des Hotels – gemacht hat, der schmerzt noch immer. Für einen Moment hat sie im Festsaal befürchtet, ihr Herz könnte aufhören zu schlagen. Der Blick ihres Bruders war vernichtend gewesen und – welch seltsamer Widerspruch – seine Augenpartie noch immer so vertraut wie vor Jahrzehnten. Auch dieser Blick, im Hotel, vor allen, war nun in ihrer DNA verankert, da war sie sicher.

Elisabeth muss schlucken, um den Druck in ihrem Hals loszuwerden.

Warum hatte sie die Einladung nicht unterbunden? Und wie hatte ihr Gatte mit dieser Einladung ihr gegenüber so unsensibel sein können? Oder war er letzten Endes doch naiv, gutmütig? Wurde er altersmilde und sehnte sich nach rührseligen Familienzusammenführungen?

Henning war gegangen.

Er hatte sich entschieden.

Es gab ihn nicht mehr.

All die Jahre.

Sie hatte ihn verloren, und der Preis, den sie für seine Entscheidung gezahlt hatte, war hoch.

Mit Konrad hat sie an jenem denkwürdigen Geburtstag nicht weiter darüber gesprochen. Nur im Taxi, auf dem Heimweg, hat er ihren Oberschenkel getätschelt und gesagt, sie solle sich nichts daraus machen.

Nichts hat sie erwidert. Gar nichts. Was hätte sie darauf auch sagen sollen?

Sie will nicht daran denken, an nichts davon. Sie will den Druck in ihrer Brust nicht noch einmal fühlen und erhebt sich hastig, um auszusteigen.

Krumme Lanke. Eine hübsche Gegend. Kopfsteinpflasterstraßen, große Villen und gediegene Altbauten. Wuchtige Kiefern, die sich im Wind biegen und deren Duft vom Mittelmeer erzählt. Aber trotzdem bleibt es dabei: Sie ist nicht gern hier. Erstens: Westberlin. Zweitens: Der Hüttenweg ist in der Nähe. Und mit ihm die Gedankenspirale. Sie beschleunigt voller Wut den Schritt.

ANKE, IM JULI 2015

Als Elfjährige schlug dieses Kind mit der einen Hand die Külschranttür zu, in der anderen hielt es eine Wurstpackung. »Für diese Salami musste ein Schwein sterben, richtig?«, fragte ihre Tochter sie damals mit anklagendem Ton.

Anke kann sich genau erinnern, wie ihr Böses schwante, und es kam, wie es kommen musste: Lou, die Fünftklässlerin, erklärte, von nun an Vegetarierin zu sein. Eine Weile hatte Anke noch darauf gehofft, dass Schnitzel und Chicken Nuggets Gründe für Lou wären, Ausnahmen zuzulassen – aber da hatte sie sich getäuscht.

Ein Hupen lässt sie aufschrecken und beiseitetreten. Sie greift sich einen Korbstuhl von der Ladefläche des Vitos, um ihn in das WG-Zimmer zu schleppen, in das ihre Tochter zieht.

Ein Gründerzeitbau vorne, hinten Kreuzberger Innenhof. Mülltonnen, Fahrräder, ein Bäumchen, das zu wenig Licht bekommt. Das Treppenhaus heruntergekommen, Schuhe auf den Fußmatten. Basslastige Musik, die hinter einer Tür hervordröhnt.

Klischeehaft geradezu. Aber es ist der Bergmannkiez. Vor dem Haus pulsiert das Leben, Szene-Restaurants, Cafés und unzählige Läden, die von Postkarten über Comics bis hin zu Secondhand alles verkaufen, was man in diesem Großstadt-Biotop zum Leben braucht.

Anke mustert verstohlen ihre Tochter, die vor ihr die Treppe hinaufläuft, eine Topfpflanze im Arm. Natürlich ein Bogenhanf im besten Zustand. Aktuell im Trend, zu ihrer Zeit als Schwiegermutterzunge verschrien. Auch heute ist das Kind wieder ganz in Schwarz gehüllt. Lou kennt das *guilty pleasure* ihrer Mutter – ein kräftiges Pink, natürlich als Neon-Ton. Niemals mehr würde Anke diese Leuchtfarbe anziehen, nicht einmal Schlüsselbund oder Portemonnaie kämen dafür infrage, aber zu Hause gibt es noch immer einige Relikte in sattem Pink aus einer anderen Zeit. Vielleicht ist das viele Schwarz der Tochter die Antwort darauf.

Lou trägt ein weites Oberteil mit Fledermausärmeln und eine enge Jeans, vermutlich gebrauchtes Zeug aus einem dieser Kreuzberger Schmuddelläden. Derbe Schuhe, Doc Martens, natürlich. Keine Farbe. Nirgends.

Nicht einmal die Haarfarbe ist benennbar. Weder Schminke noch Schmuck, wenn man vom Blech in ihrem Gesicht – an rechter Augenbraue und linkem Nasenflügel – mal absieht. Diese beiden kleinen Ringe scheinen eine logische Weiterentwicklung dieses Vegetarier-Verkündungstages zu sein. Anke vermutet, dass Lou längst vegan lebt, denn inzwischen ist sie nicht mehr dünn, sie ist zart. Obwohl *fein* das passendere Wort wäre. Alles an ihr ist fein – ihre Haut, das Haar, die Finger, all ihre Gliedmaßen. Vor allem aber: ihr Charakter. Fein bis sensibel, im Sozialverhalten vermutlich sogar hochbegabt.

Manchmal fragt Anke sich, woher sie so eine Tochter hat.

Dieses Kind hat wenig mit ihr gemein.

Und es ist auch ganz anders als sein Erzeuger. Wie Martin ein derart klares, kluges und konsequentes Wesen zustande gebracht hat, kann sie sich bis heute nicht erklären. Gott sei Dank

hält er sich fern. Von ihnen beiden. Zum Geburtstag ruft er an, das muss reichen.

Ob Lou ihn vermisst?

Sie spricht nie über ihn.

Was hat Martin damals studiert? Ethnologie? Theaterwissenschaft? Soziologie? Er hat mehrmals die Fächer gewechselt und nichts, aber auch gar nichts, geregelt bekommen. Nur feiern, das konnte er. Zumindest damals. Die Zeit mit ihm, das waren Love-Parade und Festivalhopping, und nichts haben sie ausgelassen, das Leben eine einzige Party. Tresor, Rock It, Waschhaus, Lindenpark, Cookies – es gab kaum einen Club in Berlin und Potsdam, in dem sie nicht die Nächte durchgemacht haben. Wahllos waren sie, wenn es ums Feiern ging. Hauptsache laut und immer bis in die Morgendämmerung hinein.

Die Schwangerschaft bemerkte Anke spät, sehr spät. Wie sie auch erst mit dem sich wölbenden Bauch begriff, dass Martin in allem Arbeit machte. Wenn er nicht feierte, kiffte er. Tatsächlich musste sie ihn, wo sie erstmals vor einer Herausforderung standen, an die Hand nehmen, um ihn durch das Labyrinth des neuen, sich abzeichnenden Alltags zu führen. Von da an ging es bergab mit ihnen. In rasantem Tempo.

Nach Lous Geburt brach sie das Germanistik-Studium ab, eine Ausbildung in der Verwaltung folgte und mündete in der Beamtenlaufbahn. Weder die Trennung von Martin noch die berufliche Neuorientierung oder das Ende der Partyzeiten – nichts davon hat ihr jemals Leid getan. Denn sie hat immer die Unterstützung ihrer Familie erhalten, und eher beiläufig ist Christian zum Ziehvater ihrer Tochter geworden. Der heiß geliebte Bruder. Der zeitweilig verloren geglaubte Sohn der Familie.

Zusammenhalt, das kann Familie Hauschke.

Im dritten Stock betritt Lou eine typische Altbauwohnung: langer Flur, Holzdielen, hohe weiße Türen. Ihr Zimmer mit zwei Flügelfenstern ist geräumig, der Blick in den Innenhof erwartbar öde. Immerhin ist der Himmel zu sehen, ein schmaler Streifen Blau über verwaschenem Ziegelrot.

»Stell den Stuhl ruhig vor dem Fenster ab«, sagt Lou, während der Bogenhanf-Topf auf dem Schreibtisch seinen Platz findet.

»Ich muss bald los, ich habe dir ja gesagt, dass ich nicht die ganze Zeit dabei sein kann«, läutet Anke ihren Rückzug ein. Was soll sie hier? Zwischen jungen Leuten, müffelnden Converse-Schuhen der Mitbewohnerinnen, die sich neben Leergut, vornehmlich Matcha-Tee und Rotweinflaschen, im Flur stapeln? Der Geruch des Linseneintopfs für die Umzugshelferinnen verursacht ihr schon aus der Ferne Übelkeit.

»Danke, dass du überhaupt da bist, ich wollte dir wenigstens das Zimmer zeigen. Was hast du noch vor?«

»Ich fahre zu Elisabeth und Konrad. Sie will Gardinen waschen. Was man halt an schönen Samstagen im Sommer so macht.«

Lou lacht auf und haucht ihr einen Abschiedskuss auf die Wange. »Grüß die beiden schön. Und wenn wir beide wieder ein bisschen mehr Zeit haben, würde ich gern noch mal über den Geburtstag mit dir reden.«

In Anke schrillen die Alarmglocken. Lou hat einen ausgeprägten Familiensinn und ist sehr neugierig. Natürlich musste sie damit rechnen, dass ihre Tochter auf den filmreifen Auftritt des verschollenen Verwandten zu sprechen kommen würde. Das verspricht anstrengend zu werden. »Und warum?«, fragt sie lauernd.

»Na ja, das war schon schräg. Kennst du diesen Onkel Hinnerk, oder wie er heißt?« Lou nimmt einen leeren Karton und macht sich auf den Weg zurück zum Vito.

Anke folgt ihr und weicht zwei Freundinnen der Tochter aus, die einen Reisekoffer aus den 20er-Jahren schleppen. »Henning? Nein. Vom dem wusste ich nur, dass er im Westen lebt und dass sie allesamt keinen Kontakt mit ihm haben.«

»Hat dich das denn nicht interessiert, wer das ist?«

Nein, um ehrlich zu sein, hat es sie nicht interessiert. Aber kann man das seinem Kind gegenüber zugeben?

»Überleg doch mal, da gibt es einen Menschen in der Familie, der so totgeschwiegen wird, dass ich nichts von ihm weiß.«

Na ja, das ist ja das Wesen des Totschweigens – dass niemand von irgendwas weiß, geht es Anke durch den Kopf.

»Und dann noch dieser krasse Vorwurf. Glaubst du wirklich, dass Elisabeth damals irgendwas vom Mauerbau wusste? Und wovor genau hätte sie ihn denn warnen sollen? Also: Warum dieser Auftritt auf Konrads Geburtstag?« Lou dreht sich auf der Treppe um und mustert sie. Die Augenbraue hochgezogen, der Blick bohrend.

Anke bleibt stehen. »So etwas gibt es in allen Familien: Die einen reden miteinander, die anderen nicht. Und nein, natürlich hat Oma Elisabeth von nichts gewusst. Du kennst sie doch. Dass du das überhaupt in Erwägung ziehst!«

»Nein, ich ziehe gar nichts in Erwägung, aber ...« Lou wiegt den Kopf. »Komisch ist es schon. Hast du bemerkt, wie Henning sie angeschaut hat? Da kommt dieser alte Herr, im Schlepptau seine Frau, den weiten Weg angefahren, beschimpft die eigene Schwester, und das war's? Dafür muss man schon sehr überzeugt sein von seinem Vorwurf.«

Anke steht zwei Treppenstufen über Lou, sodass ihr Blick auf deren Scheitel liegen bleibt. Wann ist aus dem goldgelben Flaum dieser Haarton ohne Namen geworden? Der milchige Geruch der weichen Haare liegt ihr mit einem Mal in der Nase. Wann sind die fein geflochtenen Seitenzöpfe in borstige Dreadlocks übergegangen? Heiß von Lou geliebt und gepflegt, aber nur so, dass es nicht auffällt. Diese verfilzten Dinger sind wie eine Verlängerung der Metamorphose ihrer Tochter, an der Anke schwer trägt. Neben dem Veganertum und der Vorliebe für Schwarz sind es Lous Argumentationen, die in sich immer schlüssig sind. So schlüssig, dass Anke oft danebensteht, um Worte ringt, keine passenden für eine Erwiderung findet und sich dabei richtig dämlich vorkommt. Ihrer Laune ist das in der Regel nicht zuträglich. Und dann eskalieren die Gespräche auch immer schnell. Argumentieren ist nicht ihre Sache. Anke zuckt mit den Schultern. Vielleicht hätte sie doch weiter studieren sollen? Aber ob der Aufwand sich gelohnt hätte? All das nur, um später einer aufmüpfigen Tochter das Wasser reichen zu können? »Ich sehe da einen rachsüchtigen alten Mann«, erwidert sie lahm, »der seit Jahren nicht auf der Bildfläche erschienen und wahrscheinlich verärgert ist, bei den großen Familienfeiern nie eingeladen worden zu sein. Wird schon einen Grund geben, dass ihn keiner dabeihaben wollte.«

Lous Blick richtet sich nach innen. Auf ihrer Stirn bilden sich Falten. »Aber dass niemand, wirklich niemand, etwas erwidert hat! Überleg doch mal ...«

Sie treten vor die Haustür auf den breiten Bürgersteig, und Anke empfindet den Lärm mit einem Mal als wohlthuend, denn er unterbricht Lous Redefluss und überdeckt die eigene Sprachlosigkeit.

»So, ich muss los!« Anke umarmt Lou, winkt den Umzugshelferinnen und macht sich zügig auf den Weg, erleichtert, ihrer Tochter zu entkommen.

Ja, so deutlich muss sie es formulieren.

Wenn Lou ein Thema anpackt, gibt es kein Halten mehr. Dann muss sie jeden Stein umdrehen, jede Mauer einreißen ...

Sobald Anke sich außer Sichtweite glaubt, verlangsamt sie ihre Schritte. Vielleicht wird sie sich noch einen Kaffee gönnen, der Nachmittag verspricht, lang zu werden.

Ein Trödelladen erregt ihre Aufmerksamkeit. Ein schwarzes Ladenschild mit schlecht lesbarer Schrift, ein überquellendes Bücherregal, mehrere Grabbeltische und ausgetretene Steinstufen, die ins Souterrain führen. Die Treppe erweckt den Anschein, als würden die Sachen aus dem Laden regelrecht herausquellen. Krempel, Vintage, Antikes. Anke liebt das. Langsam schreitet sie die Treppe hinab und muss aufpassen, wo sie ihre Füße hinsetzt, so eng steht der Trödel. Das gibt es vermutlich nur in Berlin, denkt sie noch, als irgendetwas in ihr zusammenzuckt.

Etwas, das tief verborgen liegt und plötzlich an die Oberfläche drängt.

Ihr Blick tastet noch einmal zurück und wieder vor. Was hat ihre Aufmerksamkeit erregt?

Dann sieht sie ihn: den Vogelkäfig.

Er hängt im Laden von der Decke, und es ist der gleiche, den sie früher gehabt hat.

Für Susi.

Selbst von sich überrascht, spürt Anke, wie ihr die Tränen in die Augen schießen. Wie jung sie damals war. In einem Alter, in dem man einen Vogel so lieb haben konnte, dass es wehtat.